

Nicolas Dinard

Mama, mon amour

ROMAN



»Der erotische Roman«
Band 191

© 2014

Edition Combes
im Verlag Frank de la Porte
Frankenstraße 17
D-96328 Küps
Tel. 092 64-9766
Fax 092 64-9776
www.edition-combes.de

Titelfoto: © Jason Stitt – Fotolia.com

ISBN 978-3-95821-000-4

Alle Rechte vorbehalten. Es ist verboten, dieses Werk im Ganzen oder auszugsweise nachzudrucken oder durch Bild, Funk, Fernsehen, Internet, Tonträger und EDV-Systeme zu verbreiten.
Zu widerhandlungen werden strafrechtlich verfolgt.

Prolog

Hi, mein Name ist Lucca. Ich wohne in einem male-
risch gelegenen Städtchen im Süden Frankreichs und
habe gerade mein Abitur gemacht. Pardon, bei uns
heißt es natürlich nicht so, sondern *baccalauréat*, was
rein sprachlich an *Bachelor* erinnert, diesen verkürz-
ten Studienabschluss, den man auch in Europa ein-
führen will. Meine Noten sind ganz okay, und deshalb
habe ich mich schon vor einiger Zeit entschlossen, zu
studieren. Papa hat mir mit Hilfe seiner Kontakte ein
gemütliches, gar nicht so kleines Zimmer unter dem
Dach eines Zweifamilienhauses mitten in Montpellier
besorgt, in das ich morgen einziehen will. Deshalb
bin ich im Augenblick damit beschäftigt, die Sachen
für meinen Umzug zu sortieren und in Umzugskar-
tons zu packen.

Natürlich nehme ich nicht viel mit. Klamotten in
erster Linie, ein bisschen Elektronik, weil man die
fürs Studium braucht, einen Karton voll CDs, und ein
Buch. Ja, es ist nur ein einziges: Mein Tagebuch. Dar-
in habe ich insbesondere das letzte halbe Jahr in mei-
nem Leben dokumentiert. Das ist natürlich viel zu
sachlich ausgedrückt. Es zeigt vielmehr auf, wie ich
die letzten Monate in meiner Familie lebte. Für mich
ist es wie ein Krimi, ein Erotikroman und ein Mär-
chen zugleich.

Dass ich es mitnehme, hat drei Gründe. Erstens darf ich nicht riskieren, dass es meine Eltern finden, und zweitens brauche ich es, weil ich die Erinnerung an diese Zeit über alles schätze. Wenn ich darin lese, verleiht es mir die Fähigkeit, mich direkt ins Paradies hineinzusetzen. Sie können sich das nicht vorstellen? Nun, dann gehören Sie zu denen, die nicht die Erfahrungen gemacht haben wie ich. Das ist für Sie sicherlich kein Beinbruch. Wenn ich darauf verzichten müsste, wäre das allerdings eine Katastrophe.

Der dritte Grund ist, dass ich den Inhalt als Romanstoff verwenden will. Ich finde, was ich erlebt habe, ist brisant genug, um auf dem Büchermarkt für Furore zu sorgen. Ich zeige Ihnen schon mal, was ich alles bereits niedergeschrieben habe. Aber das ist eigentlich nur eine Rohfassung, denn ich bin noch viel zu aufgewühlt, um alles sprachlich geschliffen zu formulieren.

I

Meine Mutter spielte in meinem Leben eine außerordentlich wichtige Rolle. Ich weiß, für Söhne sind Mütter immer sehr wichtig, aber bei mir hat die Person meiner Mutter die Weichen für mein ganzes Leben entscheidend gestellt, denn ihre Rolle war nicht nur die einer Mutter, sondern, vor allem später, die einer Frau.

Die Zeit, in der ich sie das erste Mal als weibliches Wesen wahrgenommen habe, fällt mit dem Beginn meiner Pubertät zusammen. Kein Wunder, denn es sind generell die Mütter, zu denen pubertierende Jungs zuerst aufschauen. Und nicht nur aufschauen, sondern auch hinterherschauen. Gleichzeitig gewannen aber auch andere weibliche Wesen meine Aufmerksamkeit.

Ich war damals, als alles anfang, um die fünfzehn Jahre alt und begeisterter Fußballspieler wie alle Jungs in diesem Alter. Ich traf mich zu dieser Zeit täglich mit meinen Freunden aus der Schule und dem Sportverein, um die Nachmittage mit Straßenfußball zu verbringen. Dazu hatten wir uns eine Seitenstraße ausgesucht, die vom Verkehr weitgehend verschont war, aber eine Abkürzung von der Hauptstraße zum Marktplatz darstellte und deshalb von vielen Passanten benutzt wurde.

Wenn wir uns trafen, spielten wir zunächst wie die Verrückten Fußball, und so etwa nach einer Stunde hatten wir uns so ausgetobt, dass wir immer größere Pausen einlegten. Wir setzten uns dann auf irgendwelche Treppenstufen zum Beispiel von Hauseingängen oder manchmal auch auf die Bordsteine und beobachteten die weiblichen Passanten, die entweder zum Marktplatz gingen oder mit gefüllten Taschen von dort kamen. Im Sommer waren sie immer ziemlich leicht angezogen, und das forderte uns geradezu heraus, Kommentare abzugeben oder unsere Witzchen zu machen.

Wir taten eigentlich nur das, was Pubertierende schon immer tun: Da sie die »phantastische Fähigkeit« besitzen, durch die Kleidung hindurchsehen zu können, wie man aus ihrem Verhalten schließen muss, geilten sie sich an Brüsten, Schamhügeln und Pobacken auf. Natürlich können sie all das, was sich unter der Kleidung verbirgt, nur erahnen, aber sie protzen damit, alles bestens beurteilen zu können. Die Folge ist, dass sie die heißesten Sexabenteuer herbeiphantasieren und sich und den anderen die Hucke voll lügen. Sie alle erzählen, dass sie Frauen schon nackt gesehen hätten, dass sie sie beim Vögeln beobachtet hätten, dass sie sich selber schon einmal zwischen weibliche Schenkel gezwängt hätten. Das war, wie gesagt, natürlich alles erlogen und geflunkert, aber jeder lebte mit dieser Einbildung, weil er es einfach so wollte. Es war eine Art Wunschdenken, das wir damals brauchten, denn unsere Sexualität entwickel-

te sich in rasantem Tempo, und in diesem Prozess waren solche Wunschbilder zwingend notwendig.

Jeder von uns hatte eine morgendliche Erektion, die in der Schule während des Unterrichts, so gut wie es eben ging, unterdrückt wurde, dafür am Nachmittag um so stärker wiederkehrte, je häufiger wir über Frauen und das Ficken sprachen. Unsere Körper schrien nach Erlösung, und unsere grenzenlosen Phantasien machten alles nur noch schlimmer. Ich bin mir heute ziemlich sicher, dass jeder von uns heimlich wuchste, manche sogar mehrmals am Tag. Aber das half uns an den gemeinsamen Nachmittagen, an denen wir uns gegenseitig aufpeitschten, nur wenig. Schließlich kam, was kommen musste. Wenn die körperliche Lust ihren Tribut forderte, zogen wir uns gemeinsam in den Eingang eines unbewohnten Hauses zurück und holten uns in geschlossener Runde, aber zunächst jeder für sich, einen runter. Dabei schwärmten wir von der einen oder anderen Frau, die wir an diesem Tag gesehen hatten.

Die gemeinsame Wichserei trug sonderbare Früchte. Während die einen von den schönen Gefühlen ihres Orgasmus lange Zeit so überwältigt waren, dass sie nach dem Abspritzen wie benommen in einer Ecke kauerten und die »Nachwehen« genossen, waren andere in ihrer Entwicklung schon ein Stück weiter. Sie stellten sich regelrecht zur Schau und »verbalisierten« den Sex, so gut sie es eben konnten. Typisches Produkt aus dieser Zeit war die Erfindung neuer Wörter wie etwa *Spinatstecher* (Analficker) oder *Heim-*

abend, wenn in der Familie gevögelt wurde. Darüber hinaus gab es eine Art Dominanzgehebe, bei dem die pubertären Phantasien ausschließlich auf Leistung abstellten. Es galt nicht mehr, am weitesten zu spucken oder zu pinkeln, sondern den härtesten Ständer zu haben und beim Wachsen am weitesten zu spritzen, besonders viel Sperma abzuliefern, das in ausgeleckten Eisbechern gemessen wurde, und bei anhaltender Erektion mehrmals hintereinander zu wachsen beziehungsweise zu spritzen.

Den Abschuss lieferte aber Raphael, der älteste aus unserer Clique. Sein Vater war Arzt, und deshalb nahmen all die anderen jedes seiner Worte über Medizin oder Gesundheit für bare Münze. So klärte er uns eines Tages auf, dass Frauen, die ihrer Haut etwas Gutes tun wollen, sich mit frischem Sperma einreiben. Es enthalte, so verkündete er stolz, sehr viel Protein, und die Haut würde dadurch einer regelrechten Verjüngungskur unterzogen. Dann nannte er ein paar junge Frauen aus der Nachbarschaft und behauptete stock und steif, dass er gesehen habe, wie sie sich von ihren Männern hatten vollspritzen lassen und anschließend den Glibber auf ihrer Haut verrieben.

Wir hatten dem nichts entgegenzusetzen, und obwohl der eine oder andere Zweifel hatte, glaubten wir ihm schlussendlich. Und dann kam der Hammer. In einem Fachmagazin seines Vaters hätte er gelesen, dass das ständige Wachsen einen jungen Körper völlig auszehre. Die ganze Kraft würde in die Spermaproduktion gehen, und alle anderen Organe kämen zu

kurz. Das würde zu beträchtlichen Mangelercheinungen führen und letztlich auch die Entwicklung des Gehirns beeinträchtigen. Sofort läuteten bei uns die Alarmglocken.

»Ihr seht doch, wie wenig manche in der Schule bringen. Die wixsen zu viel, und dann sacken die Leistungen ab.«

»Weißt du das ganz genau?«, fragte ich.

»Es ist wissenschaftlich bewiesen. Wixsen macht blöd und schädigt auch andere Organe. Das einzige, was sich richtig entwickelt, sind die Hoden, aber die dauernde Höchstleistung kann auch zu Krebs führen«, antwortete er, wobei sich ein paar kleine Sorgenfurchen in seine Stirn gruben.

Uns wurde ganz elend. »Und was machen wir jetzt? Die Mädchen in unserem Alter wollen nicht, und die älteren können nicht, weil sie in festen Händen sind. Was sollen wir tun, Raphael?«, fragte ich hilfeschend.

»Es gibt einen Ausweg. Es stand zwar nicht in diesem Magazin, aber ich weiß es. Wenn der Körper zu viel Sperma produziert, muss man ihm besonders viel Eiweiß zuführen. Und was ist das beste Eiweiß, das es gibt?«

Wir sind nicht darauf gekommen, was er meinte. »Nun sag schon, Raphael.«

»Das beste Eiweiß findest du in deinem eigenen Sperma. Es ist rein und kann von deinem Körper nicht abgestoßen werden, weil er es ja selber produziert hat.«

»Klingt einleuchtend. Und das heißt?«

»Das heißt, dass du deine Soße nicht mehr an die Wand oder in ein Taschentuch spritzt, sondern aufnimmst und trinkst. Dann hat der Körper das wieder, wofür er sich so angestrengt hat, und künftig muss er weniger produzieren.«

Wir diskutierten heftig darüber, aber zum Schluss waren wir alle überzeugt, dass Raphael recht hatte. Jeder von uns hatte schon sein eigenes Sperma probiert, weil wir einfach neugierig waren, wie es schmeckt und warum manche Frauen so scharf darauf sind. Aber keiner hat es sich zur Gewohnheit gemacht, seine Zunge öfters in sein eigenes Ejakulat zu tauchen. Jetzt aber ging es darum, schlimme Schäden zu vermeiden, und das machte es uns leicht, uns zu überwinden. So verzogen wir uns in eines unserer Verstecke, wickelten uns ein und fingen, jeder fein für sich, sein Sperma auf, und dann leckten wir es uns von der hohlen Hand. Das ging so ein halbes Jahr, und weil wir in der Schule nicht besser wurden und auch sonst keine Wirkung verspürten, gaben wir diese Art der Gesundheitsvorsorge irgendwann auch wieder auf. Was blieb, war die noch größere Sehnsucht nach einem Mädchen, mit dem wir endlich unsere sexuellen Erfahrungen machen konnten.

Nur ein einziger aus unserer Clique hatte damals das Glück gehabt, im Urlaub ein Mädchen zu ficken. Wir vermuteten alle, dass die Auserwählte seine Cousine Céline war, aber er stritt das vehement ab. Ihren Namen wollte er nicht verraten, aber den Rest erzählte er bereitwillig und ganz detailliert und packte noch

ein paar Abenteuer oben drauf, damit auch ganz sicher war, dass nur er der Held der Clique, sprich: der Erste, der eine Frau gefickt hatte, sein konnte. Dieser Junge, Jean-Claude hieß er, verstand es, uns klarzumachen, dass Ficken eigentlich wie Wichsen war, nur einfach tausendmal schöner, weil wir davon ausgehen müssten, dass unsere rauen Hände nicht mit dem seidig weichen Inneren einer Mädchenmöse zu vergleichen sei. Und noch einmal tausendfach schöner sei es, wenn das Mädchen nicht still daliegt wie eine aufgeblasene Sexpuppe, sondern richtig mitmacht. »Sie können dir den Schwanz streicheln, die Eier kraulen, dir einen blasen oder beim Ficken auf dir sitzen«, behauptete er, und wir hörten ihm alle mit offenen Mündern gespannt zu. Jeder war wie weggetreten, wenn Jean-Claude erzählte, denn in unseren Gehirnen überschlugen sich die Gedanken. Jeder von uns hatte eine Favoritin, die herhalten musste, wenn wir uns eine Fickszene ersannen. Zum Schluss hatte jeder mindestens zweimal gespritzt, und das reichte uns für den Tag. Am anderen Tag wiederholte sich das Spiel, und so ging es monatelang.

Jeder von uns hatte kleine Erlebnisse, über die er mit viel Getöse berichtete, und ausnahmslos in allen Fällen wurde mindestens das Doppelte dazugelogen. Wir wussten das, weil jeder es so machte, darum war es uns egal. Hauptsache war, dass uns das Erzählte aufeilte und zum Staunen brachte.

Mich verfolgten sehr oft die Gedanken bis nach Hause, und nachts, wenn ich schlecht einschlafen

konnte, griff ich sie wieder auf und baute mir ein Traumschloss nach dem anderen. So geschah es auch am 23. August, einem Tag vor meinem sechzehnten Geburtstag. Ich war zeitig zu Bett gegangen, konnte nicht einschlafen und dachte unentwegt an Mylène Fernaud, eine blutjunge Lehrerin mit einer tadellosen Figur, Pferdeschwanzfrisur, großen Brüsten und ganz schmaler Taille, die seit vier Wochen an unserer Schule ihren Dienst tat. Sie war schlagartig der Schwarm aller älteren Schüler und wurde in ihren Phantasien von allen bis zur Ohnmacht gevögelt.

Auch mir spukte sie an diesem Tag im Kopf herum. Ich stellte mir vor, wie ich mit ihr am Strand von Sables-d'Olonne lag. Wir waren beide nackt, und während der Wind unsere Haut trocknete, streichelten wir uns. Sie nahm meinen Schwanz in die Hand und bewegte die Vorhaut auf und ab, bis mir mein Riemen vor Härte schmerzte. Ich streichelte ihre Schamlippen und tauchte mit einem Finger in die feuchte Tiefe ihrer Möse ein. Ich spürte die seidigen Wände, die nasen Schleimhäute, stieß an ihren Gebärmutterhals an, ließ den Finger wieder herausgleiten, benetzte ihren Kitzler und umkreiste ihn. Mylène stöhnte auf, weil ihr meine Liebkosungen so gut taten. Sie sagte mir in Gedanken, dass sie es liebe, wie zartfühlend ich sie behandle.

Ich hatte bei diesen Gedanken schon längst eine steinharte Erektion und begann nun, unter meiner Decke zu wichsen. Auf und ab ging es, mal langsam, mal schnell. Mal hielt ich meinen Schaft ganz unten